

# Heimweh oder Heimmacht : zur Geschichte einer einst tödlichen Schweizer Krankheit

Autor(en): **Schmid-Cadalbert, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **89 (1993)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117857>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## **Heimweh oder Heimmacht**

### **Zur Geschichte einer einst tödlichen Schweizer Krankheit**

Von Christian Schmid-Cadalbert

Wäre es nicht besser, nach dem Heimweh von heutigen Migranten zu fragen, nach dem Heimweh von Menschen, die ihr Land verlassen haben, weil dort Krieg herrscht, weil sie dort verfolgt werden oder weil sie sich aufgrund anderer Nöte und Zwänge entschlossen haben, die Heimat zu verlassen und in der Fremde das zu suchen, was ihnen daheim unmöglich schien – zu leben und ein Auskommen zu finden? Begegneten wir diesen Menschen, fragten wir sie nach ihrem Heimweh, nicht mit weniger Argwohn; wir würden ihnen ja mit dieser Frage eine Heimat zugestehen, die Sehnsucht wecken kann, wenn man sie verlässt. Migration erschiene unter diesem Blickwinkel immer auch als Notwendiger und damit notwendiger, aber auch schmerzhafter Verlust von Gemeinschaft mit eigener Sitte und eigenem Brauch, mit eigener Sprache und eigener Kunst.

Mit einem Blick in die Vergangenheit können aktuelle Einstellungen und Verhaltensweisen einer Prüfung unterzogen werden. Er scheint mir bezüglich des Phänomens Heimweh, besonders aus Schweizer Sicht, weder uninteressant noch unerheblich. Uns stände es nämlich gut an, nach dem Heimweh der anderen zu fragen, denn die Schweizer galten in der westlichen Kultur vom 17. bis ins 19. Jahrhundert, salopp gesprochen, als Meister der Sehnsucht nach der Heimat und die Schweiz als Wiege des Wortes «Heimweh». Nach diesem Heimweh wurde nicht nur gefragt, es beschäftigte über ein Jahrhundert die europäische Medizin und zog Dichter, Reiseschriftsteller und Musiker derart in seinen Bann, dass sie ihm unzählige Werke widmeten. Von dieser Heimwehkultur, die in der Schweiz ihren Ausgang nahm und buchstäblich die westliche Welt eroberte, handelt meine Arbeit. Die Geschichte des Heimwehs ist zum einen Wort- und Mentalitätsgeschichte, im Bereich der Medizin, der Dichtkunst und der Musik aber auch Wissenschafts- und Kulturgeschichte. Diese Bereiche lassen sich nicht säuberlich voneinander trennen, denn die Geschichte des Heimwehs liegt vor uns als dichtes Netz einander bedingender Tatsachen und Sachverhalte, die es so zu ordnen gilt, dass Muster sichtbar werden. Mustern wir also das Heimweh!

Ihren Anfang nimmt meine Arbeit mit dem frühesten, uns bekannten Beleg des Wortes *Heimweh*. Deshalb müssen wir zuerst kurz der Frage nachgehen, ob die Sehnsucht nach der Heimat nicht schon vor dem Auftreten dieses Wortes den Menschen bekannt war und ob man dieses Phänomen nicht auch mit anderen Worten bezeichnen kann. Altertum und Mittelalter kennen kein Wort für die Sehnsucht nach der Heimat. Daraus schloss Friedrich Kluge, der sich als

erster 1902 eingehend mit der Geschichte des Wortes *Heimweh* befasste, dass das Heimweh «eine moderne Erscheinung»<sup>1</sup> sei. Ihm widerspricht Eugen Borst, der 1909 Nachträge und Ergänzungen zur Wortgeschichte des Heimwehs liefert.<sup>2</sup> Müssten wir es, fragt er, nicht wenigstens als eine Art Heimweh ansehen, wenn in der *Odyssee* vom Helden gesagt wird:

Sehnsuchtsvoll nur den Rauch von fern aufsteigen zu sehen  
Seines Landes, ja, zu sterben begehret er

(Od. I 58)?

Und entsprängen jene Worte, welche Odysseus selbst im Phäakenland sagt, fragt Borst weiter, nicht demselben Gefühl:

Nichts ist doch süßter als unsere Heimat und Eltern,  
Wenn man auch in der Ferne ein Haus voll köstlicher Güter  
Unter fremden Leuten, getrennt von den Seinen, bewohnt

(Od. IX 34)?

Es scheine deshalb nicht ganz ungerechtfertigt, fährt Borst fort, dass Emanuel Geibel (1815–1884) in den *Juniusliedern* die *Odyssee* als «Lied des Heimwehs» bezeichne und dass Hermann Hesse (1877–1962) in einem Gedicht schreibe vom

göttlichen Odysseus, der sein Land  
Durch aller Meere schreckenvolle Flucht  
Mit namenlosem Heimweh liebt und sucht.<sup>3</sup>

Namenlos ist auch das Leid in und an der Fremde, das Otfrid von Weissenburg im 9. Jahrhundert im *Evangelienbuch* beschreibt und das er am eigenen Leib erfahren haben will:

Wolaga elilenti, harto bistu herti,  
thu bist harto filu suar, thaz sagen ih thir in alawar!  
Mit arbeitin werbent thie heiminges tharbent;  
ih haben iz funtan in mir, ni fand ih liebes wiht in thir;  
Ni fand in thir ih ander guat, suntar rozagaz muat,  
seragaz herza joh managfalta smerza!

(Otrf. I 18, 25–30).

(Ach! Fremde, du bist sehr hart,  
du bist immer beschwerlich, das sage ich dir!  
Not leidet, wer keine Heimat hat!  
Ich habe das selbst erfahren. Keine Liebe fand ich in dir,  
nichts fand ich, ausser einem tränenschweren Gemüt,  
einem leidvollen Herz und vielfältigen Schmerzen.)

Äussert sich in diesen Worten Heimweh? Friedrich Kluge bezweifelt es, weil, so argumentiert er, das Heimweh sich mit dem altgermanischen Wandertrieb, der ganze Völkerschaften vom Norden in den Süden verpflanzte, nicht begreifen lasse.<sup>4</sup> Folgte man hierin Kluge, dürfte man auch bei den altengli-

schen Elegien *Der Wanderer* und *Der Seefahrer*, welche voll sind von Klagen über die verlorene Heimat und über das Verlorensein in der Fremde, nicht von Heimweh sprechen. Empfinden also die Griechen und die alten Deutschen, weil das Wort bei ihnen fehlte, kein Heimweh? War das Weinen der Juden, wenn sie an den Wasserbächen Babylons an Zion dachten, kein Heimweh, weil das Wort im Hebräischen fehlt? Sind Tamilen frei von Heimweh, weil sie kein Wort dafür haben? Wir sehen, dass es so einfach nicht sein kann. Nachdenklich sollte uns unser Wort *Elend* machen, denn es lässt sich zurückführen auf ahd. *elilenti* (s.o. Otfridzitat), also «anderes Land». Dem Gang in die Fremde haftet so das Unangenehme schon seit frühen Zeiten an, und noch Goethe weiss um diesen Zusammenhang, wenn er dichtet: Jedem ist das Elend finster, jedem glänzt sein Vaterland.<sup>5</sup>

Heimweh, verdeutlicht Wahrigs Deutsches Wörterbuch erklärend, sei die Sehnsucht nach der Heimat, die Sehnsucht nach daheim.<sup>6</sup> Doch was bedeutet Heimat und daheim? Das Wort *Heimat* bezeichnet in der grammatischen Form des Neutrums vom ahd. *heimōte*, über das mhd. *heimüete* bis ins Nhd. am Ende des 18. Jahrhunderts zumeist den elterlichen Hof bzw. das Geburtshaus. So hat es sich in den oberdeutschen Mundarten bis heute gehalten; im Berndeutschen bezeichnet *es Heimat* ein Bauerngut. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wird *Heimat*, nun in weiblicher Form, immer häufiger gleichgesetzt mit einem Begriff, der in der deutschen Literatur bis dahin häufiger vorkommt: Vaterland, die lateinische *patria*. Dem Vaterland hatten vor allem Klopstock und Herder im Zeichen eines zusammen mit dem Pietismus aufblühenden Patriotismus am Ende des 18. Jahrhunderts noch zahlreiche Verse gewidmet, ehe *Vaterland* und *Heimat* auf der Schwelle zum 19. Jahrhundert in der Literatur weitgehend als synonyme Verwendung finden und sich danach der Heimatbegriff mit Traulichkeit und sentimentalem Glanz füllt. In den Befreiungskriegen allerdings gewinnen die «Vaterlands»-Barden noch einmal mächtig gegenüber den inzwischen erwachten «Heimat»-Tönen. Damals zieht man auf der einen Seite «für das Vaterland» und auf der anderen «pour la patrie» singend in Schlacht und Tod. Bis heute ist die Abgrenzung beider Begriffe gegeneinander nicht ganz eindeutig; so sprechen 1990 Vertreter der Deutschen in Russland davon, dass sie an der Wolga ihre «Heimat», hingegen in Deutschland ihr «Vaterland», das Land ihrer Väter, sehen.<sup>7</sup>

Wenn Wahrig in seinem Wörterbuch das Heimweh als Sehnsucht nach der Heimat erklärend verdeutlicht, zeigt sich schon hier, dass der Gegenstand mit Sehnsucht bzw. Verlangen nach der Heimat oder nach dem Vaterland umschrieben werden kann. Im Mhd. sprach man nicht von Sehnsucht, sondern von *jâmer*. Das Wort *Jammer* hat sich im Schwäbischen bis in die jüngste Zeit gehalten, und zwar nicht nur als Bezeichnung für Sehnsucht im allgemeinen, sondern auch als spezielle Bezeichnung für Heimweh. Auch *And*, ein altes

Wort für Unannehmlichkeit, Leid, Kränkung und Sehnsucht, ist in älteren schwäbischen Quellen noch in der eingeschränkten Bedeutung «Heimweh» greifbar.<sup>8</sup> Auch im Berndeutschen sagt man nicht «I ha Heiwee», sondern «I ha Längiziti». Die Worte *Zeitlang* oder *Langezeit*, seit dem 17. Jahrhundert als Bezeichnungen für «Weile» oder «Langeweile» belegt, erweiterten im Bayerischen und im Alemannischen ihre Bedeutung zu «Sehnsucht» und «Heimweh».<sup>9</sup> Mit dem Wort *Heimweh* konkurrierten auch andere Zusammensetzungen mit *Heim-* als erstem Wortglied, so zum Beispiel *Heimatsehnsucht*, *Heimverlangen*, *Heimkrankheit* oder *Heimsucht*. Ihr Leben war aber nur von kurzer Dauer. Wer von Heimweh befallen ist, ist *heimwehkrank*; dieses Wort setzte sich gegenüber dem älteren *heimsiech* durch. Wie die Worte *Heimweh*, *Verlangen* und *Jammer* nebeneinander vorkommen können, zeigt eine Stelle im Märchen «Frau Holle» der Brüder Grimm:

«Nun war [das Mädchen] eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wusste anfangs nicht, was ihm fehlte, endlich merkte es, dass es Heimweh war; ob es ihm hier gleich vieltausendmal besser ging als zu Hause, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: «Ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muss wieder hinauf zu den Meinigen.»<sup>10</sup>

Nach diesen einleitenden sach- und wortgeschichtlichen Erklärungen wenden wir uns nun ganz der mit dem Wort *Heimweh* verbundenen Geschichte der Sehnsucht nach der Heimat zu.

Der früheste, heute greifbare Beleg für das Wort *Heimweh* findet sich in einer schweizerischen Sammlung von Schimpfreden aus dem Jahr 1651.<sup>11</sup> In einem Spott auf Prediger, sogenannte Predikanten, lesen wir:

«[Andere] die auch ussert dem Vatterland sind, als da sind Soldaten und Handtwercksgesellen. ... kömm etwann das Heimwee so starck an, dass si daran sterbind, da sonsten mann noch von keinem Predicanten ghört, dass ihm dz Heimwee sölcher Gestalt ankommen, dass er dran gestorben seige.»<sup>12</sup>

Nur wenige Jahre nach diesem Beleg, der den Predikanten vorwirft, dass sie sich auch fern von zuhause gut zu betten wissen, erscheint das Wort *Heimweh* erstmals in einem Werk über die deutsche Sprache, und zwar in Justus Georg Schottels *Ausführlicher Arbeit von der Teutschen Haubtsprache* von 1663. Dort steht knapp und ohne weitere Erläuterung:

«Heimmaht / Heimwehe / davon jener starb.»

Dass nicht das an *Ohnmacht* gemahnende *Heimmaht*, sondern *Heimweh* damals schon eine gewisse Verbreitung hatte, zeigt seine Verwendung in einem Brief, den die Herzogin Elisabeth Charlotte von der Pfalz 1694 an die Kurfürstin Sophie von Hannover schrieb:

«Ich kan nicht begreifen, wie einem zu Hannover das heimwehe ahnkommen kan, umb in Franckreich zu kommen, aber woll, wie einem in Franckreich grosse lust ahnkommen kan, wider nach Hannover zu reissen.»<sup>13</sup>

Noch auffallender und für uns heute eher befremdlich ist aber, dass das Heimweh in der Schimpfrede und bei Schottel mit Sterben in Verbindung gebracht wird. Dass Heimweh zum Tod führen kann und dass es ein Leiden ist, welches vor allem die Schweizer befällt, beschreibt im Jahr 1688 der Elsässer Johannes Hofer in seiner Basler Dissertation mit dem Titel *Dissertatio medica de nostalgia oder heimwehe*. Hofer eröffnet mit seiner Dissertation die medizinische Diskussion um die Todeskrankheit, welche in der *Helvetii vernacula lingua Heimweh* und im Französischen *la maladie du pays* genannt werde. Zugleich führt er als Neuschöpfung auch den Terminus *Nostalgia* ein. *Nostalgia* erobert in der Folge die wissenschaftliche Literatur und geht in den Sprachgebrauch der romanischen Länder ein (frz. *nostalgie*, it. *nostalgia*).

Hofer sieht die Ursache der Krankheit in rein psychischen Faktoren und erklärt sie als eine Losreissung des Menschen aus der gewohnten Umwelt. Wiederkehrende Gedanken an das Heimatland überreizen die Nerven des Kranken, sein Appetit schwindet, bis er ganz aussetzt, und schliesslich setzen Lethargie und Fieber, das gefährliche *febris ardens*, ein.

«[Die von Heimweh Befallenen] können sich an keine fremden Sitten und Lebensarten gewöhnen, noch der mütterlichen Pflege vergessen» schreibt Johannes Hofer und fährt fort:

«Sollten die Schweizer besonders diesem Urteil unterworfen sein, so weiss ich nicht, ob ich es dem Mangel der zum Frühstück gewöhnlichen Suppe oder der schönen Milch oder der Sehnsucht nach der vaterländischen Freiheit zuschreiben soll.»<sup>14</sup>

Wird dem Heimwehkranken nicht geholfen, droht ihm der Tod; Heilung steht nur in Aussicht, wenn er sofort nach Hause gebracht wird. Hofer stützt sich in seiner Dissertation auf drei Fälle von Heimweh: zwei, die er nur vom Hörensagen, aber aus zuverlässiger Quelle kennt, und einen, den er als Augenzeugen beschreibt. Sie stammen alle aus der Umgebung von Basel. Die Patienten wurden nach der Heimkehr gesund oder es ging ihnen merklich besser, nachdem man ihnen eine baldige Heimfahrt versprochen hatte.

Hofers Dissertation erlebte eine zweite Auflage. Sie ging in die medizinischen Sammlungen Theodor Zwingers und Albrecht von Hallers ein und wurde 90 Jahre nach dem ersten Erscheinen ins Deutsche übersetzt.<sup>15</sup> Die Schrift gab der Fachwelt einen mächtigen Impuls, hatte aber keine unmittelbar breite Wirkung, da sie vorerst nur lateinisch vorlag.

Der für die Heimweh-Kultur entscheidende Anstoss ging wieder von Johannes Hofer aus, nur bedurfte es dazu der übersetzenden Vermittlung von Theodor Zwinger und Johann Jacob Scheuchzer. Der im 17. Jahrhundert über seine Heimat hinaus bekannte Theodor Zwinger (1658–1724), «Artzney Doctor und Professor zu Basel», verfasste neben zahlreichen anderen Schriften ein handliches Arzneibuch unter dem Titel *Sicherer Und Geschwinder Artzt*, das 1684 erstmals in Basel erschien und in kurzer Folge weitere Auflagen erlebte. In die

#### 4. Auflage von 1703 wurde erstmals das Heimweh bzw. die Nostalgie aufgenommen:

«Heim-wehe / Nostalgia. Ist eine Gattung stäten oder continuirlichen Fiebers / mit Hertzensbangigkeit / und unaussprechlicher Begierde nach dem Vatterland. Greiffet also diejenigen an, welche auff ihren Reisen sich finden / und sich zu den ausländischen Lebensmanieren nicht bequemen können. Die beste Heilung ist / die Patienten nach Hauss zu führen / da sie denn auff dem Weg meistens wider gesund werden. So man sie aber nicht fortführet / sterben sie gemeiniglich dahin. Die Schweizer sind dieser Kranckheit meistens unterworfen.»<sup>16</sup>

Sieben Jahre später, also 1710, nahm Zwinger in seinen *Fasciculus Dissertationum Medicarum Selectiorum* eine neue Heimwehschrift Johannes Hofers auf, und zwar die *Dissertatio medica tertia De Pothopatridalgia. Vom Heimwehe*.<sup>17</sup> Verband Hofer im Wort Nostalgia die griechischen Wörter *nostos* «Heimkehr» und *algos* «Schmerz», so bastelte er nun aus *pothos* «Sehnsucht», *patris idos* «Vaterland» und *algos* «Schmerz» das Wortungeheuer *Pothopatridalgia*, das glücklicherweise keinen Erfolg hatte. Folgen hatte jedoch diese Schrift, die vom Zürcher Arzt Johann Jakob Scheuchzer 1718 in einer *Sammlung von Natur- und Medicin- wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literaturgeschichten* ins Deutsche übersetzt wurde. Hofer betont in seiner Schrift nicht nur den starken Schweizer Anteil an der Krankheit, er stellt auch jenen Zusammenhang von Heimweh und Kuhreihen her – obwohl er ihn nur vom Hörensagen kannte –, der Musikgeschichte machen sollte. In Scheuchzers Übersetzung lautet der entscheidende Abschnitt so:

«Dieses Übel ist am allermeisten unter denen Schweizern gemein, und nennt man solches daher, weil diese Nation insgemein in Frankreich mit selbigem behaftet wird, hieselbst «la maladie du Pais»: ja es haben einige geglaubt, dass selbiges insonderheit bey den Einwohnern des Kantons Bern endemisch und eigenthümlich sey: ohngeachtet man freylich auch bemercket, dass selbiges auch Unterthanen aus andern Cantons zu begegnen pflege. Und allegiret sogar der Herr Joh. Hoferus [...] eine gar besondere Ursache, welche die Schweizerischen Officiers bey ihren Troupen in Frankreich und Niederlanden bemercket; nemlich, wenn die neu aus der Schweiz ankommende Recrouten den so genandten «Kühe-Reyhen», den die Bauren in den Schweizerischen Alpen bey ihrem Vieh zu singen und zu pfeiffen pflegen, unter denen alten Troupen angestimmt, worauf diese alsbald zu dem süssen Andencken ihres Vaterlandes dergestalt erregt worden, dass sie ohne Halten in das so genandte «Heimweh», und zugleich in ein «Febrem ardentem» zu verfallen begonnen, so gar, dass die Officiers öffentlich verbieten müssen, diese Weise weder mit dem Munde, noch mit der Pfeiffe unter ernstlicher Straffe nicht mehr von sich hören zu lassen.»<sup>18</sup>

Hofer hat die Melodie, die Heimweh macht, die *Cantilena Helvetica*, der *Küe-Reyen dicta*, aufgeschrieben. Es ist eine Melodie instrumentaler Art, welche der Obertonreihe des Alphorns mit Grundton C entspringt.

Der Kuhreihen war es also, der bei Schweizer Soldaten in der Fremde ein *delirium melancholicum* hervorrief. Schweizer Soldaten galten als äusserst tapfer. Verständlicherweise waren die Chronisten der Schweizer Truppen deshalb nicht gewillt, Krankheitsfälle zu veröffentlichen, die ein ungünstiges Licht auf den Ruhm ihrer Truppen hätten werfen können. Deshalb wird selbst in den ausführlichsten Berichten des 18. Jahrhunderts mit keinem Wort erwähnt, dass

das Spiel des Kuhreihens den Tod von Soldaten zur Folge hatte. Hofer spricht zwar von einem schweren Verbot, von einer *severa lex*, gegen das Spielen dieser Melodie, doch eine Quelle, welche dieses Verbot enthielt, konnte nie ausfindig gemacht werden. Die Spur verliert sich bei Szadowsky, der in einem Artikel schreibt:

«Herr Antiquar Sprecher in Chur theilte mir mit, dass er vor einigen Jahren ein sehr seltenes Werk besessen und nach Utrecht verkauft habe, nämlich: «Kriegsartikel von Holland, etwa 1740–1750», in welchem er das betreffende Verbot, den Kuhreihen bei den in holländischen Diensten stehenden Schweizer-Truppen zu spielen, gelesen habe.»<sup>19</sup>

Dennoch weiss auch Jean-Jacques Rousseau von diesem Verbot, das im ganzen 18. Jahrhundert kolportiert wurde, denn er schreibt 1781 in seinem *Dictionnaire de Musique*:

«J'ai ajouté dans la même Planche le célèbre Rans-des-Vaches, cet Air si chéri des Suisses qu'il fut défendu sous «peine de mort» de le jouer dans leurs Troupes, parce qu'il faisait fondre en larmes, désertier ou mourir ceux qui l'entendaient, tant il excitait en eux l'ardent désir de revoir leur pays.»<sup>20</sup>

Wenige Jahre nach Rousseau berichtet auch der in Zürich lebende schlesische Mediziner Johann Gottfried Ebel in seiner *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz* (1798), dass das Kuhreihenspiel bei Schweizern in fremden Kriegsdiensten bei Todesstrafe verboten sei. Doch damit nicht genug! Ebel beschreibt, wie nicht nur das glücklichste Volk der Welt, sondern auch sein Vieh der Heimweh-Melodie in fataler Weise verfällt:

«Wenn Kühe von Alpenzucht, aus dem Geburtslande entfernt, diesen Gesang hören, so scheinen ebenfalls alle Bilder ihres ehemaligen Zustandes plötzlich in ihrem Gehirn lebendig zu werden und eine Art Heimweh zu erregen; sie werfen augenblicklich den Schwanz krumm in die Höhe, fangen an zu laufen, zerbrechen alle Zäune und Gatter und sind wild und rasend. Dies ist der Grund, warum es in der Gegend von St. Gallen, wo häufig gekaufte appenzellische Kühe auf Wiesen weiden, verboten ist, dort den Kuhreihen zu singen.»<sup>21</sup>

Das durch Kuhreihen verursachte tödliche Schweizerheimweh, das über Hofers Arbeit von 1710 als medizinisches Thema die lateinisch lesende Fachwelt eroberte und durch Scheuchzers Übersetzung von 1718 einem breiteren Publikum bekannt wurde, eroberte die europäische Kulturwelt im Sturm. Kuhreihen und Heimweh machten, getrennt oder vereint, Musik- und Literaturgeschichte. Sie und nicht Albrecht von Hallers Gedicht *Die Alpen* von 1729 bilden die Basis für jene Alpenseligkeit, welche das kulturelle Europa des 18. und 19. Jahrhunderts ergriff, denn vor den *Alpen* schrieb Haller 1726 das Heimweh-Gedicht *Sehnsucht nach dem Vaterlande*. Er studierte damals im holländischen Leyden und schrieb sich mit dem Gedicht, das als erstes bedeutendes literarisches Heimweh-Zeugnis gelten darf, das Heimweh nach dem elterlichen Landgut Hasel an der Aare bei Bern von der Seele.

Um einen Eindruck davon zu vermitteln, wie Schweizerheimweh und Kuhreihen Kulturgeschichte machten, erlaube ich mir einen kleinen tour d'horizon,

bei dem ich mich auf eine Zusammenstellung des Journalisten Marcel Schwander<sup>22</sup> stütze. 1751 wurde der Kuhreihen vor dem französischen König gesungen, 1756 musste ihn Ulrich Bräker, der «arme Mann im Tockenburg», in Berlin vortragen, wo er gegen seinen Willen in preussischen Diensten weilte und unter Heimweh litt. 1769 nahm Franz Meyer von Schauensee das Küherlied in seine Operette *Hans Hüttenstock* auf, 1791 ertönte es in der revolutionären Oper *Guillaume Tell* von André Grétry. Weltweit übernahmen Komponisten den Kuhreihen in ihre Werke: Joseph Haydn feierte in seinen *Jahreszeiten* 1801 den Alpaufzug mit Englischhorn; Beethoven schmückte seine *Pastorale* 1806 mit dem Kuhreihen vom Rigi; Wagner verwendete ihn als Hirtenmotiv in *Tristan und Isolde*, Berlioz in seiner *Symphonie fantastique*, Robert Schumann in seinem *Manfred* (nach Byron). Der Kuhreihen fand einen Ehrenplatz in der gesamten westlichen Musiktradition. In der ersten in Amerika komponierten Oper verherrlichte 1796 ein William Dunlop *The Archers or Mountaineers of Switzerland*. 1814 wurde der Kuhreihen im Blauen Haus zu Basel vor Kaiser Franz I. von Österreich gesungen.

Einen Siegeszug trat 1809 die Oper *Die Schweizer Familie* von Joseph Weigel an. Sie erzählt vom Schweizer Soldaten in französischen Diensten, der, von Heimweh geplagt, den verbotenen Kuhreihen singt, desertiert und zum Tod verurteilt wird. Nach der Uraufführung 1809 in Wien wurde sie 1811 auf Verlangen der Kaiserin Marie-Luise im Schloss Saint-Cloud gespielt. 1827 tauchte sie im Pariser Odéon-Theater auf unter dem Namen *Emmeline ou la Famille Suisse*, ein Jahr später als *Home! Sweet Home, or The Ranz des Vaches* im Londoner Surrey Theatre. Zur gleichen Zeit spielte das Opernhaus am Covent Garden ein Stück mit demselben Thema: *Home! Sweet Home! or The Swiss Family*. Bald wäre es in London zum Sängerkrieg der schluchzenden Opersennen gekommen. Alphorn um Alphorn, Bergzahn um Bergzahn!

Giacomo Meyerbeer liess den Kuhreihen mit Piano, Harfe oder Gitarre begleiten und 1850 in einer komischen Oper von einem bretonischen Hirten singen. Adolphe Adam erinnerte 1834 in der Oper *Le Chalet*, nach einem Text von Eugène Scribe, an den Heimweh-Soldaten in Frankreichs Diensten; drei Jahre später wurde die Oper unter dem Titel *The Swiss Cottage* in London, am Ende des Jahrhunderts vor Königin Victoria im Schloss Windsor aufgeführt.

Sehr bekannt wurde die Geschichte von Kuhreihen und Heimweh im deutschen Sprachraum durch das Gedicht *Der Schweizer*, das 1805 in *Des Knaben Wunderhorn* von Brentano und von Arnim erschien. Diesen berühmten Text möchte ich Ihnen nicht vorenthalten:

Zu Strassburg auf der Schanz,  
Da ging mein Trauren an;  
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,  
Ins Vaterland musst ich hinüber schwimmen;  
Das ging nicht an.

Ein Stunde in der Nacht  
 Sie haben mich gebracht;  
 Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus.  
 Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf;  
 Mit mir ist's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr  
 Stellt man mich vor das Regiment;  
 Ich soll da bitten um Pardon,  
 Und ich bekomm doch meinen Lohn;  
 Das weiss ich schon.

Ihr Brüder allzumal,  
 Heut seht Ihr mich zum letztenmal.  
 Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran,  
 Das Alphorn hat mir solches angethan;  
 Das klag ich an.

Ihr Brüder alle Drei,  
 Was ich Euch bitt: erschießt mich gleich;  
 Verschont mein junges Leben nicht,  
 Schiesst zu, dass das Blut 'rausspritzt!  
 Das bitt ich Euch.

O Himmelskönig, Herr!  
 Nimm meine arme Seele Du dahin,  
 Nimm sie zu Dir in den Himmel ein,  
 Lass sie ewig bei Dir sein,  
 Und vergiss nicht mein!

Das Lied, zu dem Goethe bemerkte, es sei recht gut, sentimentaler, aber nicht so gut wie der Tamboursgesell, zeigt deutlich, wie stark das Schweizerheimweh-Motiv damals die Phantasie anregte. Könnte man sich noch vorstellen, dass der Soldat die Alphornmelodie mit seinem inneren Ohr hörte, so verbietet doch die Geographie die Möglichkeit, dass ein Schweizer in Strassburg über den Rhein in seine Heimat schwimmen kann. Birlinger und Crecelius bemerken denn schon 1806, dass die Schweizer Sentimentalität von den Herausgebern stammt. Nach ihnen haben elsässische Soldaten das Lied in den 1780er Jahren nach Hessen gebracht. Die erste Strophe dieser älteren Version lautet:

«Zu Strassburg auf der Schanz / Da ging mein Unglück an; / Da wollt ich den Franzosen desertiren / Und wollt es bei den Preussen probiren: / Ei, das ging nicht an!»<sup>23</sup>

Doch diese philologische Wahrheit hinderte den Wiener Wilhelm Kienzl nicht, das Lied *Der Schweizer* noch 1911 in seine Oper *Der Kuhreigen* aufzunehmen. Diese Oper wurde auch in Frankreich und Chicago und nach dem Ersten Weltkrieg wieder in Wien aufgeführt. Hier verlassen wir die so erfolgreiche Geschichte von Kuhreihen und Heimweh, um an den Anfang der medizinischen Diskussion um das Heimweh zurückzukehren und dort einen anderen Faden aufzunehmen. Die Kuhreihengeschichte taucht in Hofers Schrift über

*Pothopatridalgia* auf. Diese Schrift wurde 1710 in einer Sammlung von Theodor Zwinger herausgegeben und 1718 von Scheuchzer übersetzt. Hofer machte in dieser Schrift und auch in seiner ersten Dissertation von 1688 psychische Faktoren für das Auslösen von Heimweh verantwortlich. Der Zürcher Arzt Johann Jacob Scheuchzer war mit diesem medizinischen Ursachenbefund nicht einverstanden. 1705, also 13 Jahre vor seiner Übersetzung der Hoferschen Schrift über *Pothopatridalgia*, nahm er das Thema selbst auf, und zwar in seiner *Seltsamer Naturgeschichten Wöchentlicher Erzählung*, einem auch in Deutschland vielgelesenen Journal, am 20. Mai 1705, unter dem Titel *Von dem Heimwehe*.

Zu Beginn seiner Ausführungen zitiert Scheuchzer Hofer und bemerkt, dieser lege «die gantze Schuld dieser Krankheit auf eine verworrene Einbildung». Damit wolle er sich nicht lange aufhalten, fährt er fort, sondern seine Gedanken dahin richten, wie es komme, dass sich die schweizerische, sonst so freie, starke und tapfere Nation von einer Krankheit überwinden lasse, welche viel eher die Franzosen, die Italiener und andere Völker befallen sollte, die wegen einer weichen Zärtlichkeit des Leibs eher heimweh-anfällig scheinen.

Scheuchzer wünscht die zum Heil des Vaterlands dienende Sache so zu erklären, dass dadurch die Ehre der Nation gerettet werde. Und damit kommt er zum Punkt, zu seiner Luftdruck-These:

«Wir Schweitzer bewohnen den obersten Gipfel von Europa, athmen desswegen in uns eine reine, dünne, subtile Luft, welche wir auch selbst durch unsere Land-Speisen, und Getränke, so eben dieselbige Luft enthalten, in uns essen, und trincken; gewöhnen unsere Leiber also, dass sie nicht stark gedrückt werden, und bey gleich starcker Gegendrückung der innern, in unsern Äderlein sich aufhaltenden Luft, der Creisslauff des Geblüts, und Einfluss der Geistern ohne Hinderung, zu der Menschen Gesundheit ihren ordentlichen Fortgang haben. Kommen wir in andere, fremde, niedrige Länder, so stehet über uns eine höhere Luft. [. . .]

So verwundere sich niemand, wenn eine Holländische oder Frantzösische Luft unsere Hautzäserlein, äusserste Blut- und Spann-Äderlein so zusammen drücket, dass der Lauff des Geblüts und der Geister gehemmt, jenes gegen das Herz, diese aber gegen das Hirn zurück gehalten oder getrieben werden, also der Creisslauff aller Säfte nicht zwar völlig still zu stehen, wol aber gemächer zu gehen veranlasset wird.

Wer ein solches leidet, und nicht genugsame Kräfte hat, solcher Gewalt zu widerstehen, der spüret eine Bangigkeit des Hertzens, gehet traurig einher, zeigt in seinen Worten und Wercken ein grosses Verlangen nach dem Vaterland an; schläffet wenig und unruhig, seufzet oft bey sich selbst, nimmt ab an Kräften; verrichtet seine Sachen ohne Lust und Ordnung, muss sich endlich an einem hitzigen, oder kalten Fieber legen, und stirbet mehrmalen dahin, wenn man ihm nicht Hoffnung macht, nacher Hauss zu kommen, oder auch würclich auf die Heimreise befördert.»<sup>24</sup>

Scheuchzer ist nicht der erste, der dicke Luft verantwortlich macht für Unwohlsein oder gar für Krankheiten. Der Gedanke geht zurück auf die mittelalterliche Humorallehre. Zu Scheuchzer könnte sie über Robert Burton gelangt sein, der in seinem epochalen Werk *The Anatomy of Melancholy* von 1621 auch dicke Luft zu den Ursachen der Melancholie zählt. Dicke Luft, schreibt Burton, indem er Felinus zitiert, verdicke das Blut und die Körper-

dämpfe. Auf den Zusammenhang von Melancholie und Heimweh in der medizinischen Diskussion wie auch in der Kunst kann ich hier nur hinweisen, behandeln kann ich ihn nicht.

Was lässt sich nun gegen das durch dicke Luft verursachte Heimweh tun? Wie Hofer rät Scheuchzer, Heimwehkranken unverzüglich auf die Heimreise zu schicken. Sollte das nicht möglich sein, wird dem behandelnden Arzt folgendes empfohlen:

«Ist der Krancke an einem Ort, da in der Nähe ein hoher Berg oder Thurn sich findet, so beliebe man ihme dorthin sein Quartier zu verändern, damit er eine leichtere, nicht so schwer auf ihne drückende Luft in sich schlucken könne. Wenn dieses nicht zulänglich, oder ins Werck zu richten unmöglich, so bedencke man sich auf solche Arzeneyen, welche eine zusammen gepresste Luft in sich enthalten. Unter solchen möchte wol den vordersten Rang Salpeter, und was aus ihm gemacht wird, haben; [...] oder in Mangel deren nehme man das Schiess- oder Büchsen-Pulver. [...] Nebst dem *Nitro* kan auch der Most, oder neues noch nicht verjäsened Bier, und aller neue Wein eher, als der alte, dienen. Über diss kan man die äussere Gewalt der Luft schwächen, durch Aufhaltung des Patienten in warmen Gemächern, wol eingeheizten Stuben, und angezündete Feuer.»<sup>25</sup>

Wie viele Heimweh-Patienten an einer Überdosis Schiesspulver gestorben sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Nachweisen lässt sich jedoch, dass Scheuchzers Heimweh-Traktat weit verbreitet war und viel gelesen wurde. Bereits 1719 beschreibt der Abbé Jean-Baptiste Du Bos in seinen *Réflexions critiques sur la poésie et la peinture* den Zusammenhang von Heimweh und Luft und führt zugleich das Wort *Hemvé* ins Französische ein:

«Comme nous changeons d'air en voyageant, à peu près comme nous en changerions, si l'air du pays, où nous vivons, s'alteroit, l'air d'une contrée nous ôte une partie de notre appetit ordinaire, et l'air d'une autre contrée l'augmente. L'air natal est un remède pour nous. Cette maladie, qu'on appelle le *Hemvé* en quelques pays, et qui donne au malade un violent desir de retourner chez lui, [...] est un instinct, qui nous avertit, que l'air, où nous nous trouvons, n'est pas aussi convenable à notre constitution, que celui pour le quel un secret instinct nous fait soupirer. Le *Hemvé* ne devient une peine de l'esprit que parce qu'il est réellement une peine du corps.»<sup>26</sup>

Dass Du Bos' *Hemvé* im französischsprachigen Raum nicht vereinzelt blieb, zeigt ein Aufsatz *Sur le Heimweh* in den *Babioles littéraires et critiques en prose et en vers* von 1763, wo zu lesen ist «Notez, en passant, que communement on appelle le Heimweh le Mal du Suisse.»<sup>27</sup>

Direkt auf Scheuchzers Luftdruck-Theorie bezieht sich Johann Heinrich Zedler im 1735 in Leipzig erschienenen 12. Band seines *Grossen vollständigen Universal-Lexikons*. Zedler schreibt: «An den Schweizern hat man vor andern diese Kranckheit bemercket, wenn sie sich an solchen Orten aufhalten, die wässerig, und dem Meere nahe sind.»<sup>28</sup> Und neben *Nostalgia* führt er gleich zwei neue Kunstwörter ein, nämlich *Nostomania* und *Philopatridomania*.

Einigen Ärger bereitete Scheuchzer die *Disputatio de Aere Rostockiano* von Georg Detharding, die in Rostock erschien und in welcher der Autor behauptete, das Heimweh der Schweizer lasse sich daher leiten, dass die Schweizer in unreiner, von Bergen eingeschlossener Luft lebten. Ungehalten antwortete der

### Zürcher Arzt in seiner *Beschreibung Der Elementen / Grenzen und Bergen des Schweizerlandes* von 1716:

«Es muss gewisslich D. Georg Detharding in seiner Disp. von der gesunden Luft zu Rostock unser Schweizerland kaum durch ein Fehrnglas gesehen haben / wann er [...] das Heimwehe der Schweitzeren herleitet von unserer langen Gewohnheit an eine unreine / innert den Bergen eingeschlossene Luft. Wol könnte diesere Ursach Platz finden bey einem Rostocker / oder Holländer / wann der aus seiner dichten unreinen Seeluft sich wurde begeben in unsere Schweitzerischen Gebirge / und da unsere ohne Zweifel reineste Luft von ganz Europa in sich schlucken.»<sup>29</sup>

Scheuchzer hätte sich nicht so zu ärgern brauchen, denn Detharding fand für seine Ansicht von der schlechten Bergluft international kein Gehör. Gegen ihn stand nicht nur die Mehrheit der humanistischen Gelehrten, gegen ihn stand auch das Gewicht eines alten christlichen Paradiestopos, welcher den Garten Eden als erhöhten Ort mit feiner Luft darstellt. Bereits im 8. Jahrhundert schrieb der Kirchenvater Johannes von Damaskus in seiner *Darlegung des orthodoxen Glaubens*, das Paradies sei «höher als die ganze Erde gelegen, gemässigt und von feinsten und reinster Luft umstrahlt» (II, 11). Und noch 1775 bemerkte Adelung in seinem *Kritischem Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*:

«Die Schweitzer, welche in ihrem Vaterlande an eine reine, feine Luft gewöhnt sind, sind dieser Krankheit – [d. h. dem Heimweh] – vor anderen ausgesetzt, daher sie in einer dickern und unreinern Luft dieselbe oft in einem sehr hohen Grade bekommen.»

Bemerkenswert in Scheuchzers Replik an Detharding ist nun, dass der Zürcher zwei Arten von Heimweh unterscheidet:

«Es ist zu wissen / das wann ich von dem Heimwehe der Schweitzerischen Nation rede oder schreibe / nicht verstehe jene Begierd nacher Hauss zu kehren / welche allen Nationen gemein ist / und denen jenigen begegnen kan welche nur von einer Statt in die andere / oder von einer Gasse in die andere reisen: noch auch jenes politische Heimwehe / von welchem diejenigen überfallen oder angegriffen werden / welche an frömden Orthen nicht leben können in der Freyheit oder Komlichkeit / wie sie zu Hauss gewohnt waren.»<sup>30</sup>

Gegenüber seiner ersten Schrift von 1705 revidiert der Zürcher Gelehrte seine Meinung insofern, als er das von Hofer vertretene psychisch bedingte Heimweh anerkennt, es aber zugleich als Leiden darstellt, das alle Menschen befallen kann. Typisch schweizerisch ist nur das physisch bedingte Luftdruck-Heimweh, gegen das auch die Mitglieder der tapfersten aller Nationen nicht gefeit sein können. Knapp neunzig Jahre nach Scheuchzers Replik auf Detharding definiert Campe in seinem *Wörterbuch der deutschen Sprache* von 1808 das Heimweh als Sehnsucht nach der Heimat, die weder tödlich noch typisch schweizerisch ist:

«Heimweh, die mit bänglicher Empfindung verbundene Sehnsucht, welche man nach seiner Heimath, seinem Vaterlande empfindet. [...] Der das Heimweh oder die Heimsucht hat, wird ein Heimsiecher genannt.»

Soviel zur Medizingeschichte des Heimwehs. In einer vollständigen Aufarbeitung des Phänomens wären diese Erläuterungen weiterzuführen über Johann Georg Zimmermanns *Von der Erfahrung der Arzneykunst* von 1763/64, über des Göttinger Arztes Friedrich von Blumenbach *Medicinische Bibliothek* von 1783, Georg Friedrich Mosts, Professor zu Rostock, *Encyklopädie der gesammten Volksmedizin* von 1843 und Julius Heinrich Gottlieb Schlegels *Das Heimweh und der Selbstmord* von 1835 bis zu Karl Jaspers Leipziger Dissertation *Heimweh und Verbrechen* von 1909 und jenem Eintrag in Bechholds *Handlexikon der Naturwissenschaft und Medizin* von 1923:

«Einen besonderen Grund zur Melancholie bildet die Nostalgie (Heimweh), d. h. unbefriedigte Sehnsucht nach der Heimat, die besonders in den Pubertätsjahren zu schwerer körperlicher und geistiger Störung führen kann.»<sup>31</sup>

Kommen wir zum Schluss unserer Betrachtungen über das Heimweh noch einmal zur Kultur- und Wortgeschichte zurück. Ich habe deutlich zu machen versucht, wie das Heimweh durch das Kuhreihen-Motiv in der Musik und in der Dichtung bis ins 20. Jahrhundert nachhallte. Auch Scheuchzers Behauptung, die Schweizer lebten in der besten aller möglichen Lüfte, gepaart mit jenen Vorstellungen vom glücklichen, freien Leben der Alpenbewohner, die Albrecht von Haller 1729 in den *Alpen* entwickelte, machten Kulturgeschichte. In mehr oder weniger prägnanter Form finden sich diese Argumente in der Reiseliteratur und in der Touristikwerbung vom 18. Jahrhundert bis heute. So schrieb der bereits zitierte Gottfried Ebel 1798 in seiner *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz* die Heimwehanfälligkeit der Schweizer nicht nur dem Kuhreihen zu, sondern auch ihren besonderen, äusserst glücklichen Lebensumständen:

«Die Viehzucht gewährt dem Hirten ohne Sorge und grosse Mühe die notwendigen Bedürfnisse. Der Herden Wanderungen aus den Tälern nach den Gebirgen und von den Gebirgen nach den Tälern erfrischt das Leben des Äplers durch stete Mannigfaltigkeit und erfüllt seine Seele mit frohem und freiem Sinn. [...] Überhaupt herrscht unter den Gebirgsschweizern [...] ein herzliches, biederes, kräftiges treues Wesen im Umgange, welches der Alpensohn ebenso wenig irgendwo wieder findet, wie die politische und bürgerliche Freiheit, welche er in unumschränktem Grade geniesst. Auf diese Art machte häusliche bürgerliche und politische Lage den Alpenbewohner, nach Massgabe seiner Ausbildung, zum glücklichsten Europäer. Darf man sich noch wundern, dass er, von seinem Vaterlande entfernt, so häufig in heftige Heimsehnsucht fiel?»<sup>32</sup>

Die Mär von der freien, glücklichen und gesunden Schweiz drang bereits im 18. Jahrhundert bis nach England und Russland und löste bei denjenigen, die sich eine Reise ins Alpenparadies leisten konnten, eine wahre Schweiz-Begeisterung aus. Diese positive Einschätzung der Alpenheimat prägte auch die Vorstellungswelt der Schweizer so stark und nachhaltig, dass sie noch im Réduit-Gedanken des Zweiten Weltkrieges ihren Niederschlag fand und dass sie bis heute die Grundlage der schweizerischen Folklore bildet.

Was uns hier begegnet, ist Alpenheimat und Schweizerheimweh als kulturelle Inszenierung humanistischer Mediziner und Bildungsbürger. Dieses Kultur-

produkt wird exportiert, hat im Ausland einen ungeheuren Erfolg und schlägt, wie von mächtigen Spiegeln reflektiert, zurück auf die Urheber. Bereits im 18. Jahrhundert werden deshalb Reisen durch die schweizerische Alpenwelt für potente Reisende bewusst als Paradiesfahrten gestaltet. Als der russische Thronfolger Pavel Petrovič 1781 das Berner Oberland besucht, verwandelt es der Berner Ratsherr Emanuel Friedrich von Fischer in einen Sonntagsstaat, den François Pierre Frederic de Diesbach, der Kommandant der Freiburger Stadtwache, mit folgenden Worten beschreibt:

«[...] tous les paysans étaient en habit de dimanche, il y avait de la musique sur les bateaux, enfin cette partie du Canton de Berne paraissait un pays enchanté et fait pour donner l'idée la plus avantageuse de la Suisse et du peuple le plus heureux du monde.»<sup>33</sup>

Doch zurück zum Worth *Heimweh*. Es wurde im 18. und 19. Jahrhundert noch vielfach gemieden, weil es als schweizerisch und damit als provinziell galt. Wie wir bereits gehört haben, betitelte Albrecht von Haller sein Gedicht von 1726 nicht *Heimweh*, sondern *Sehnsucht nach dem Vaterlande*. Auch Goethe und Schiller meiden das Wort in literarischen Texten, gebrauchen es aber im Briefverkehr. Ein schönes Beispiel liefert ein Einwand Goethes zu einer Textstelle in der ersten Szene des zweiten Aufzugs von Schillers *Wilhelm Tell*. Dort entgegnet Attinghausen auf Rudenz' Unmut über sein Bauernadel-Dasein zwischen Kuhreihen und Herdenglocken:

Mit heissen Tränen wirst du dich dereinst  
Heimsehnen nach den väterlichen Bergen,  
Und dieses Herdenreihens Melodie,  
Die du in stolzem Überdruss verschmähst,  
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,  
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.

Schiller weicht also dem Wort *Heimweh* mit der Bezeichnung *Schmerzenssehnsucht* aus. Doch Goethe schreibt in einem Brief vom 14. Januar 1804 zu dieser Textstelle:

«Der Schweizer fühlt nicht das Heimwehe, weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört, denn der wird, so viel ich weiss, sonst nirgends geblasen.»<sup>34</sup>

Auch Wilhelm von Humboldt meidet das Wort in einem Brief vom 24. August 1804 an Goethe und setzt stattdessen *Heimatsehnsucht*. Und Wieland schreibt, um die Herkunft des Wortes zu verdeutlichen, vom *Schweizerheimweh*. Trotz dieser Vorbehalte bürgert sich das Wort rasch ein. Bereits 1748 ist es bei Schnabel greifbar, 1773 bei Lichtenberg, 1775 bei Matthias Claudius, 1783 bei Jung Stilling, 1797 bei Jean Paul und 1799 bei Novalis. Für seine rasche Verbreitung dürfte auch mitgeholfen haben, dass das Wort früh schon einen allgemeineren Sinn im Pietismus erhielt, z. B. bereits 1713 «dies Heimweh gottverlobter Herzen» in einem Kirchenlied von Walther Marperger. Von da aus gelangte es durch die Spätromantiker Auerbach, Heine, Lenau, Gervi-

nus und Heyse auch ausserhalb des oberdeutschen Raums in die Alltagssprache.<sup>35</sup>

Inhaltlich haftet dem Heimwehmotiv in der Literatur auch ausserhalb der Schweiz noch bis ins 19. Jahrhundert das Schweizerische an. Das Gedicht *Der Schweizer* aus *Des Knaben Wunderhorn* haben wir bereits erwähnt. Aber auch Ludwig Tiecks Heimweh-Gedicht aus dem 1805 entstandenen Liederzyklus *Reisegedichte eines Kranken* kommt nicht ohne Alpen aus:

Da wusst' ich, was Heimweh sei,  
Da fühlt' ich, wie der Sohn der Alpen  
Sterben könne in der Fremde  
An dem mächtig-schmerzlichen Gefühl.

Chamisso evoziert in seinem Gedicht *Heimweh* eine ganze Alpenlandschaft mit Bergen, Morgenrot, Hochwald, Gletscher, Giessbach, Alphorn und Hirtenknab. Das erste mir bekannte Schweizer Gedicht mit dem Titel *Heimweh* veröffentlichte Johann Rudolf Wyss der Jüngere im Jahr 1811. Das zwölfstrophige Gedicht erinnert in seinem Aufbau stark an Hallers *Sehnsucht nach dem Vaterland*. Ziel des Sehns in Wyss' Gedicht ist Bern, die «gute[] Stadt die an der Aare Spiegel / In alter Zeit sich lagerte dahin». Doch die Phantasie des Heimwehkranken, die dann der Heimat Bild erwachen lässt, erfasst die Stadt nicht direkt, sondern nähert sich ihr von den Alpen her:

Was dämmert dort am fernen Himmelskreise?  
Mir bebt Entzücken durch das volle Herz!  
In ihrem ewig unbefleckten Eise,  
Vom Grau der Erde steigen himmelwärts  
Des Vaterlands uralte, hehre Greise,  
Und all vergessen ist mein wilder Schmerz;  
Helvetiens Gipfel strahlen mir entgegen!  
Ihr Berge Gottes nehmt den ersten Segen!

Und mehr und mehr seh' ich das Land entfaltet,  
Der Alpen Duft weht mich balsamisch an.  
Mit Liebe hat der Schöpfer hier gewaltet,  
In Thal und Hain und auf der Matten Plan,  
Wie Tempel hat die Fluren er gestaltet;  
Mit Paradieses Pracht sie angethan. –  
Ich dringe vor, – das Herz in süssen Stürmen; –  
Da sieh die Vaterstadt mit ihren Thürmen!<sup>36</sup>

Hier, wie schon bei Haller, hat sich das, was schriftlich zum Ausdruck kommt, weit von der direkten Gefühlsäusserung entfernt. Da wird der hehre Stil entfaltet sowie antike und christliche Bildlichkeit gelehrt ausgeschöpft, um im Leser ein sentimentalisiertes Empfinden auszulösen.

Aus diesem und vielen ähnlichen Texten – die Schweizer Literatur, vor allem auch die Mundartliteratur, ist reich an Heimweh-Gedichten – spricht einerseits ein naives Heimatselbstverständnis, andererseits beginnt sich in der Wiederho-

lung von festgeprägten Bildformeln, die bis zum Klischee erstarren können, das Erwachen einer kulturell geprägten Tradition abzuzeichnen. Die Bilder werden frei verfügbar und können zur Heimatverherrlichung abgerufen werden, wo immer eine Hörer- oder Leserschaft bereit ist, sich für kurze Zeit in einem süßen Heimat-Gefühl zu wiegen. Heimweh wird so konsumierbar als Nostalgie, als Sehnsucht nach vorindustriellen Lebensformen; eine Nostalgie, die uns manchmal befällt, wenn wir entfremdet oder einfach gelangweilt nach Erfahrung dürsten oder wenn wir uns ängstigen. Wir haben Heimweh- und Heimatformeln im Kopf, die wir auch dann noch abrufen können, wenn ihnen in der Realität nichts mehr entspricht.<sup>37</sup>

## Anmerkungen

- \* Diesem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, welchen der Verfasser im Wintersemester 1992/93 im Rahmen einer Ringvorlesung zum Thema *Wird der Schweizer heimatlos?* an der Volkshochschule des Kantons Zürich hielt. Der Vortrag basiert seinerseits auf einem Radiobeitrag von Martin Heule und dem Verfasser, der am 2.3.1992 unter dem Titel «Die unaussprechliche Begierde nach der Heimat. Als Heimweh noch krank machte» im Montagsstudio von Radio DRS2 ausgestrahlt wurde. Martin Heule danke ich herzlich für seine kollegiale Mitarbeit.
- <sup>1</sup> Friedrich Kluge: Heimweh. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 2 (1902), 234–251; S. 235.
  - <sup>2</sup> Eugen Borst: Heimweh. Nachträge und Ergänzungen. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 11 (1909), 27–36.
  - <sup>3</sup> Nach Borst, (wie Anm. 2), 27f.
  - <sup>4</sup> Nach Kluge, (wie Anm. 2), 235.
  - <sup>5</sup> Zit. nach Hermann Paul: Deutsches Wörterbuch, 9., vollständig neu bearbeitete Auflage von Helmut Henne et al., Tübingen 1992, 215.
  - <sup>6</sup> Gerhard Wahrig: Deutsches Wörterbuch, Gütersloh u. a. 1974, Sp. 1692.
  - <sup>7</sup> Nach «Heimat». Gedichte und Prosa, hrsg. von Klaus Lindemann, Stuttgart 1992 (= Reclam-TB 15025), 9.
  - <sup>8</sup> Siehe dazu Kluge (wie Anm. 1), 248, Anm. 1, und Borst (wie Anm. 2), 32, Anm. 2; siehe zum Wort *And* auch Schweizerisches Idiotikon 5, 300.
  - <sup>9</sup> Siehe dazu Ludwig G. Zehetner: Zeitlang. In: Zs. für dt. Sprache 22 (1967), 122–124.
  - <sup>10</sup> Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Band 1, Stuttgart 1980 (= Reclam-TB 3191), 151f.
  - <sup>11</sup> Der in vielen Aufsätzen genannte Pfyffer-Beleg von 1569 kann nicht berücksichtigt werden, da er laut dem Schweizerischen Idiotikon (XV 43) zu lesen ist «...gestorben von heinen» und nicht «...gestorben von heimwe».
  - <sup>12</sup> Schweizerisches Idiotikon XV, 43.
  - <sup>13</sup> Zit. nach Borst (wie Anm. 2), 30.
  - <sup>14</sup> Zit. nach Fritz Ernst: Vom Heimweh. Zürich 1949, 66f.
  - <sup>15</sup> Sie lief vielfach unter dem falschen Namen des Präses Joh. Jac. Harder, der auf dem Titelblatt über Hofer stand. Paul Helmer nennt den Verfasser in seinem Aufsatz «De nostalgia – vom Mythos des Kuhreihens» (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 79 (1983), 134–150), Philipp Hofer, obwohl auf der Titelseite der Dissertation Johannes Hofer und auf der zweiten Seite Joh. Philipp Hofer zu lesen ist.
  - <sup>16</sup> Zit. nach Elfriede Grabner: «Nostalgie» als Krankheit. Vom medizinischen Fachwort zum rezenten Modewort. In: ÖZfvk 79 (1976), 226–231; 227.
  - <sup>17</sup> Johannes Hoferus: Dissertatio medica tertia De Pothopatridalgia. Vom Heimwehe. In: Theodorus Zvingerus: Fasciculus Dissertationum Medicarum Selectiorum, quibus curiosa non minus quam utilia scientiae Apollineae themata diligentiter pettractata, & adcurate exposita sistuntur,

- Basilea 1710, 87–111. *Tertia* meint, dass Hofers Schrift, seine zweite über das Heimweh, in Zwingers Sammlung an dritter Stelle erscheint.
- <sup>18</sup> Zit. nach Alfred Tobler: *Kühreihen oder Kühreigen, Jodel und Jodelied in Appenzell*, Leipzig und Zürich 1890, 32f. Zur Geschichte des Kuhreihens siehe auch Max Peter Baumann: *Musikfolklore und Musikfolklorismus*, Winterthur 1976, und Paul Helmer (wie Anm. 15). Obwohl vom Kuhreihen strenggenommen nur im Plural zu reden wäre, verwende ich in der Folge den gewohnten Singularausdruck.
- <sup>19</sup> Zit. Tobler (wie Anm. 18), 36. Goethe glaubte, das Verbot sei von Ludwig XIV. ausgegangen; s. dazu Ernst (wie Anm. 14).
- <sup>20</sup> Zit. nach Tobler (wie Anm. 18), 35, Anm. 61.
- <sup>21</sup> Zit. nach *Erlebte Landschaft*, hrsg. von Emil Egli, Zürich und Leipzig 1943, 319. Weitere Zitate zur Wirkung des Kuhreihens auf Kühe bei Tobler (wie Anm. 18), 3, Anm. 50b–d.
- <sup>22</sup> Marcel Schwander: *Deutsch & Welsch. Ein Brückenschlag*, Bern 1991, 73f.
- <sup>23</sup> Zit. nach Clemens von Brentano / Achim von Arnim: *Des Knaben Wunderhorn*, Berlin 1806, 180, Anm. 1.
- <sup>24</sup> Zit. nach Johann Jacob Scheuchzer: *Natur-Geschichte des Schweizerlandes, Samt seinen Reisen über die Schweitzerische Gebürge*, hrsg. von Joh. Georg Sulzer, Zürich 1746, 88.
- <sup>25</sup> Zit. nach Scheuchzer (wie Anm. 24), 89f. Als Volksheilmittel gegen das Heimweh galten das Agathenbrot (Schw. Id. V, 953) und am fremden Ort gefertigte Schuhe (Schw. Id. XV, 43, Quelle von 1762: «Hattet in nummen e bar Schu am Ort machen lo, s Heimwe wäri gly vergangen.»)
- <sup>26</sup> Zit. nach Kluge (wie Anm. 1), 241.
- <sup>27</sup> Zit. nach Kluge (wie Anm. 1), 241.
- <sup>28</sup> Zit. nach Grabner (wie Anm. 16), 228.
- <sup>29</sup> Johann Jacob Scheuchzer: *Helvetiae Stoicheiographia, Orographia et Oreographia Oder Beschreibung Der Elementen / Grenzen und Bergen des Schweizerlandes*, 1. Teil, Zürich 1716, 11.
- <sup>30</sup> Scheuchzer (wie Anm. 29), 11f.
- <sup>31</sup> J. H. Bechhold: *Handlexikon der Naturwissenschaft und Medizin*, Frankfurt 1923, 134, Stichwort: Melancholie. Ein Verzeichnis früher Heimwehschriften findet sich im ersten Teil von Gottlieb Emanuel von Hallers *Bibliothek der Schweizer-Geschichte*, Bern 1785, 385ff.
- <sup>32</sup> Zit. nach *Erlebte Landschaft* (wie Anm. 21), 314f.
- <sup>33</sup> Zit. nach Heinrich Riggensbach: *Die Reise des Comte du Nord von 1782 aufgrund neuer Archivreisebegegnung vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, hrsg. von Monika Bankowski et al., Basel und Frankfurt am Main 1991, 49–62; 56.
- <sup>34</sup> Zit. nach: *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*, hrsg. von Emil Staiger, Band 2, Frankfurt a.M. 1977, 1015.
- <sup>35</sup> Kurt Wagner: *Das 19. Jahrhundert*. In: *Deutsche Wortgeschichte*, hrsg. von Friedrich Maurer und Heinz Rupp, Band II, Berlin/New York 1974, 523.
- <sup>36</sup> Johann Rudolf Wyss der Jüngere: *Heimweh*. In: *Alpenrosen. Ein Schweizer Almanach auf das Jahr 1811*, 46–50.
- <sup>37</sup> Siehe dazu Ina-Maria Greverus: *Heimweh und Tradition*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 61 (1965), 1–31; in diesem Aufsatz geht Greverus fälschlicherweise vom Pfyffer-Beleg von 1569 aus (s.o. Anm. 11). Vgl. auch dieselbe: *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*, Frankfurt am Main 1972.